

Utilitaristische Ethik oder Fast-Food-Ethik?

Zur pädagogischen Auseinandersetzung mit dem philosophisch-ethischen Hintergrund Peter Singers

Sven Howoldt
Jahrg. 1956; Pfarrer,
Religionslehrer an der
Richard-Fehrenbach-
Schule in Freiburg;
ledig

Wilhelm Schwendemann
Jahrg. 1958; Pfarrer;
Unterricht an einem
Freiburger Gymnasium
in Ev. Religion, Hebrä-
isch und Philosophie;
Interessenschwerpunkt:
bio- und medizinethi-
sche Themen: verh.,
3 Kinder

1. Untersuchung von Schüler- äußerungen

Die vorliegende Untersuchung bezieht sich auf eine Umfrage, die in verschiedenen Klassen einer Gewerbeschule – sowohl was die Altersstruktur wie den Schultyp anbetrifft – durchgeführt wurde. Die Beschäftigung mit Peter Singer entstand aus anthropologischen Fragestellungen, die im Unterricht aufgeworfen wurden; dabei standen nach der subjektiven Einschätzung der Schüler »zeitgemäße« Fragen nach ethischen Wertvorstellungen bei der Beurteilung von Verhaltensalternativen bzgl. kranker und behinderter Menschen im Vordergrund.

Die Auseinandersetzung mit Singer fand erst nach der ausführlichen Behandlung des Themas Euthanasie/Gentechnologie im Unterricht statt. Dabei stellte sich heraus, daß der Name Peter Singer bei den Schülern weitgehend unbekannt, sein Ansatz aber sehr wohl bekannt und auch verbreitet war. Es scheint zunächst also

die Vermutung durchaus bestätigt, daß der ethische »utilitaristische«, bzw. für utilitaristisch gehaltene Ansatz Singers dem momentanen Zeitgeist der Gesellschaft – wenn nicht allen, so doch zumindest aber einer bestimmten Generation – zu entsprechen scheint. Dies wird dadurch bestätigt, daß den Schülern nach der Beschäftigung mit Singer eine Vielzahl von Teilaspekten der Singerschen Ethik von Äußerungen und Publikationen unterschiedlichster Herkunft her bereits geläufig war, bzw. sie diese wiederentdecken konnten. Äußerungen von Schülern wie »Das ist doch alt!« oder »Das ist doch normal!« unterstreichen diesen Eindruck.

Die Umfrage wurde anhand eines Fragebogens durchgeführt. Der Fragebogen umfaßte einen Fragenkomplex zu dem Thema Euthanasie und Gentechnologie, mit dem Fragen zur Beurteilung des Singerschen Ansatzes kombiniert waren.

Hier einige Schüleräußerungen:

»Der Tod ist besser als ein Weiterleben mit starken Gehirnschäden.« (Petra, 17 J.)

»Behinderte und Sterbende verschwenden heute viel Geld!« (Bernd, 19 J.)

»Behinderte können die Ideale unserer Gesellschaft niemals verwirklichen!« (Jürgen, 20 J.)

»Die Menschen, denen es gut geht, wollen nicht mit dem Elend anderer konfrontiert werden.« (Stefan, 19 J.)

»Die Ethik Singers kann als Folge des Materialismus unserer Zeit betrachtet werden; es fehlt unserer Gesellschaft an moralischen Werten, die solche Fragen klären helfen.« (Björn, 20 J.)

»Die neue Generation hat Angst um ihre Existenz...; bevor aber die Alten durch humane Methoden beseitigt werden, kommen die geistig sowie körperlich Behinderten, da sie nur Geld und viel Arbeit kosten und der neuen Generation nur im Wege ste-

hen, in den humanen Schlachthof, zur Rettung der Erde, unterstützt von Staat und Justiz.« (Silke, 18 J.)

»Es trifft einen selbst nicht!« (Uwe, 17 J.)

»Singer kommt gut an, weil man heutzutage sich Gedanken darüber macht, wie man bei einer totalen Überbevölkerung noch 1. Arbeit, 2. Wohnung und 3. das Leben überhaupt noch finden kann.« (Michael, 19 J.)

»Behinderte haben vielleicht auch noch Freude am Leben!« (Oliver, 16 J.)

»Der Arzt soll den Sterbenden von seiner Qual erlösen, wenn die Angehörigen darum bitten, denn es ist besonders für Angehörige sehr schwer, wenn sie ein Familienmitglied so leiden sehen.« (Ingo, 17 J.)

»Viele reden von Überbevölkerung und davon, daß die Erde nicht alle ernähren kann. Unter diesem Aspekt sehen sie den Singer. Aber das stimmt doch so gar nicht. Es ist doch nur ein Verteilungsproblem und Schuld daran sind doch nur unsere Systeme ...« (Patrick, 17 J.)

Die hier genannten Äußerungen geben einen beispielhaften Ausschnitt vieler Schülermeinungen zu diesem Thema wieder. Dabei fällt auf, daß immer wieder der finanzielle Bereich wie Geld und hohe Kosten, wachsender Konkurrenzdruck und Leistungsanforderungen, dazu die scheinbar nicht mehr zu bewältigende Überbevölkerung auf der einen Seite, und die Erlösung bzw. Linderung von Schmerzen und Leid auf der anderen Seite als »Schein«-Argumente genannt werden. Die Schüler und Schülerinnen haben also zum einen gesamtgesellschaftliche, zum anderen individuelle Problemstellungen im Blick. Inwieweit diese erschöpfend reflektiert sind, läßt sich hier nicht eruieren; aber es scheint sich die derzeitige Diskussion unter den Schülern und Schülerinnen zwischen diesen beiden Polen der Argumentation zu bewegen. Besonders fällt dabei die Äußerung auf, man solle den Angehörigen doch den Anblick des Leides ersparen. Ob es sich hier nicht eher nur um die *eigene* Angst handelt und das *eigene* Unvermögen, mit dem Leiden und Sterben des anderen umzugehen?

Man sollte aus den vorliegenden Äußerungen nicht den falschen Schluß ziehen, die aus den Äußerungen deutlich wer-

denden Einstellungen wären für die Jugendlichen dieser Altersgruppe repräsentativ. Die Aussagen der Schüler und Schülerinnen sind sehr situationsbedingt und erlauben u.E. keine allgemeingültigen Schlüsse. Aber dennoch erscheinen uns einige Betrachtungen bemerkenswert, die wir so nicht erwartet hätten.

Was wir zunächst suchten, konnten wir nicht finden: den schlüssigen Zusammenhang von der scheinbar vorhandenen einmütigen, und damit dem Utilitarismus gegenüber positiven Einstellung der SchülerInnen – wie sie zu Anfang aus den Äußerungen zu dem Thema deutlich wurde – zu der Beurteilung des Singerschen Ansatzes. Man hätte zunächst vermutet, daß sich allgemein die Tendenz zu einer »Nützlichkeitsethik« durchsetzt, demgegenüber waren die Aussagen aber sehr differenziert. Nicht zu bestätigen schien sich ein Zusammenhang zwischen den Aussagen und einem von der Soziologie her begründeten gesamtgesellschaftlichen Einstellungshorizont der Schülerinnen zwischen 15 bis 25 Jahren. In neueren Untersuchungen wird hier eine Basismotivation der Erlebnisorientierung angenommen, bei der der Sinn des Lebens durch die Qualität subjektiver Prozesse definiert ist.¹ Man will ein schönes, interessantes, angenehmes, faszinierendes Leben – Kennzeichen einer Gesellschaft, die ihre Situation durch den »Überfluß« interpretiert. In diese Einstellung scheint ja Singer nur zu gut hineinzu passen; der gesunde, schöne und voll intakte Mensch, der allein es ja angeblich vermag, ein faszinierendes Leben selbständig zu führen. Was vermag da ein Behinderter an Lebensqualität dem entgegenzusetzen?

Aber was auf den ersten Blick scheinbar so gut differenziert zu sein scheint, entpuppt sich beim näheren Hinsehen eher als Trugschluß. Denn gerade in einem so scheinbar weit gestreuten Meinungsfeld läßt sich u.E. kein klares Bild ethischer Konzeption erkennen. Legt sich nicht gerade durch ein divergierendes Meinungsbild der Verdacht nahe, daß die christlichen Wertvorstellungen schon längst relativiert und dabei ganz auf die individuelle Ebene verschoben worden sind? Die populäre Form eines Utilitarismus ist der Relativismus; er ist die individuelle Reaktion auf das Fehlen eines einheitli-

chen christlichen Weltbildes, das es versteht, Probleme in einen Gesamthorizont christlicher Werte und Maßstäbe einzuordnen. Mit dem Verlust dieses Systems verkommt unserer Meinung nach jedes Unterfangen, auftretende Probleme vom christlichen Standpunkt aus zu lösen, zur Flickschusterei. In solch einem Kontext nimmt es nicht Wunder, daß das Angebot eines so klaren und geschlossenen Wertesystems, wie das Singers, besonders attraktiv wirkt. Man kann dies an den Schüleräußerungen gut nachlesen. Was auf den ersten Blick nicht auffällt, ist die Tatsache, daß hinter allem letztlich nur solche Werte stehen, die nur subjektiv begründbar sind, wie Nutzen, Glück, Freude usw. Die inhaltliche Bedeutung dieser Werte ist allgemein nicht näher bestimmbar, da es sich um rein individuelle Kategorien handelt; diese scheinbar so klaren Wertvorstellungen verkommen dabei zu Worthülsen, in die alles hineinpaßt, sogar so unchristliche Ansätze wie die eines Peter Singer.

Fazit: Die scheinbar so kritische Auseinandersetzung in der heutigen Debatte um Singer, daß nämlich der Singersche Ansatz seines Utilitarismus von verschiedenen Perspektiven her hinterfragt und durchleuchtet wird, läßt sich u.E. nicht bestätigen. Im Gegenteil: In der scheinbar so kritisch geführten Diskussion ist bereits das Fundament gelegt, auf dem sich eine »Ethik« des Peter Singer gut entfalten kann.

2. Reflexion des Singerschen Ansatzes

Peter Singers »Praktische Ethik« ist 1984 bei Reclam und 1994 in einer zweiten, stark erweiterten Auflage in deutscher Übersetzung veröffentlicht worden. Ethische Sachverhalte sind für Singer erst dann relevant, wenn sie es für »jede denkende Person« sind.² Einerseits will Singer die Bedingung ethischen Handelns in seiner Relevanz für »jedermann« bedenken, andererseits behauptet er, den Fachphilosophen fehle gerade die Fachkompetenz als ethisches Kriterium.³ Singer stellt natürlich, wie es sich für einen Ethik-Entwurf gehört, die Grundsatzfrage »Was ist Ethik?« In der Terminologie Singers sind übri-

gens Praktische Ethik, Moral und Anwendung der Ethik synonym. Die Antwort auf obige Frage besteht bei Singer im Anspruch an die eigene Ethik, daß sie in der Praxis tauglich⁴ und zugleich nicht deontologisch oder »idealistisch« orientiert sei.⁵ Singer selbst rechnet sich zu einer »theologischen« bzw. »konsequentialistischen« Ethik, was für ihn unter dem Überbegriff »Utilitaristische Ethik«, d.h. Nützlichkeitsethik, summiert werden kann.

Jeremy Bentham war neben Paley einer der Hauptvertreter utilitaristischer Philosophie, die sich aus philosophischen Traditionen der Aufklärung (Voltaire, Locke, Hume, Montesquieu u.a.) speist. In der Nützlichkeitsethik kommt dem Prinzip größtmöglicher Nützlichkeits der Rang einer objektiven Moralbasis zu; d.h. größtmögliches Glück, größtmögliche Lust, optimaler Nutzen für alle bzw. Optimierung des Wohlergehens eines einzelnen oder aller von der Handlung Betroffenen. Der größte Nutzen als Folge ethischen Handelns ist zugleich dessen einziger ethischer Maßstab (teleologischer Utilitarismus). Das aber, was größter Nutzen sein soll, ist abhängig von geschichtlich zu verstehenden Wertmaßstäben einer sich verändernden Gesellschaft, also variabel. Für christliche Ethik kann die Begründung der Ethik aber nicht von solchen Variablen abhängig sein, sondern muß in der transzendental zu verstehenden Begründung menschlicher Freiheit zu suchen sein. Güter allein können nicht menschliches Handeln bedingungslos bestimmen. Eine Kategorie wie »Glück« kann in der christlichen Ethik nicht das dem Menschen von Gott geschenkte Heil und die Befreiung von der Sünde ersetzen. Wir denken, gegenüber der utilitaristischen Ethik sind Zweifel angebracht, ob Teleologie mehr begründen kann als nur Handlungsurteile; zur ultimativen Begründung moralischen Sollens oder zur Begründung von Gütern und Werten reicht u.E. utilitaristische Ethik von ihrem Ansatz nicht aus.

Für Singer ist Ethik zuerst einmal eine »Auffassung«⁶ von richtig oder falsch, was er als logische Kategorien der analytischen Philosophie, d.h. der Sprachlogik, übernimmt. Natürlich übernimmt er damit, auch wenn er das nicht zugibt, den sog. Wahrheitswertverlauf dieser Kate-

gorien. Bleibt an Singer die grundsätzliche Frage, inwieweit er sprachlogisch die »Indikatoren« ethischer Urteile bzw. Aussagen vor deren Definition bzw. vor der ethischen Problemformulierung thematisiert oder reflektiert hat. Wenn unsere Beschreibung zutrifft, dann fehlt dem sogenannten utilitaristischen Ansatz Singers eine wesentliche Prämisse. Singer ist jedenfalls fest der Überzeugung, daß »richtig« bzw. »falsch« ausreichen, um »Ethisches« vom »Nichtethischen« zu trennen.⁷ Lapidar heißt es dazu von Singer, seine Ethik strebe einen »universellen Standpunkt« an, was immer das heißen mag, aber was Singer für sich reklamiert. Zudem schließt er daraus, daß »moralische Urteile nicht auch universell anwendbar sein müssen.«⁸ – »Der universelle Aspekt der Ethik, so behaupte ich, versieht uns mit einem überzeugenden, wiewohl nicht endgültigen Grund dafür, eine utilitaristische Position in weiterem Sinne einzunehmen.«⁹ Sehr schön deutlich in diesem Zitat werden dessen Prämissen einer Zwei-Werte-Logik, die er als sprachliche Abstraktion universell voraussetzt, wobei ihm doch schon das Sprachereignis des Satzes »Ich liebe Dich« zeigen könnte, daß es mit der obigen Abstraktion in bestimmten Lebenskontexten und wahrscheinlich auch Lebenswelten, die u.E. unbedingt als Indikatoren Einfluß auf das ethische Urteil nehmen, nicht sehr weit her ist. Erfolglos bleibt die Suche nach Fragestellungen im Vorwort der »Praktischen Ethik« wie: Wie kann Leben, auch persönliches Leben, gelingen, ohne andere zu benachteiligen oder auf deren Kosten zu leben? Von Singer bekommt man auf diese wesentliche Frage jeder Ethik, auch der traditionellen utilitaristischen, nach der Gerechtigkeit und Gesellschaftsfähigkeit des Menschen nur den Hinweis auf eine allgemeine Interessenabwägung: »Anstelle meiner eigenen Interessen habe ich nun die Interessen aller zu berücksichtigen, die von meiner Entscheidung betroffen sind. Dies erfordert von mir, daß ich alle diese Interessen abwäge und jenen Handlungsverlauf wähle, von dem es am wahrscheinlichsten ist, daß er die Interessen der Betroffenen maximiert. Also muß ich den Handlungsverlauf wählen, der per Saldo für alle Betroffenen die besten Konsequenzen hat.«¹⁰

Wenn Singer diesen Anspruch verwirklichen wollte, müßte er mit seinem Ethikansatz wirklich in einen offenen Diskurs über irgendwelche Themen mit Betroffenen und im weitesten Sinn Beteiligten eintreten, um nicht reiner Phantasie, was denn nun das eigentliche Interesse sei, bezichtigt zu werden.

Wie lassen sich die Interessen aller und die davon abhängigen Folgen und die daraus resultierenden ethischen Urteile denn überhaupt quantifizieren und eventuell auch hierarchisieren? Abgesehen von den formalen Schwierigkeiten dieser allgemeinen »utilitaristischen« Interessenabwägung ist die Frage in Singers Ethikansatz offen, wie ethisch entschieden werden soll.¹¹ Läßt sich ethisches und nützlich Handeln, oder besser gesagt, zweckrationales Handeln so zur Deckung bringen, daß die Folgen nicht barbarisch sind?

Gerade an dieser brenzligen Stelle der Ethikbegründung und Beschreibung der eigenen Position wendet sich Singer ausdrücklich gegen das ethische Erbe jüdisch-christlicher Tradition. Singers praktische Ethik bezieht Frontstellung gegen die Ethik, die sich aus der nicht-verfügbaren Gottesebenbildlichkeit ableitet. »Heute sind diese Lehren nicht mehr allgemein anerkannt, aber die moralische Haltung, die sie zur Folge hatten, paßt nur zu gut zu der tief verwurzelten westlichen Überzeugung von der Einzigartigkeit und den besonderen Vorrechten unserer Gattung und lebt deshalb fort.«¹² Unterstellt wird von Singer, daß es eine utilitaristische Interessenanalogie aller Lebewesen zu Schmerz, Lust und Glück gibt (Sanctity of life or quality of life, 129). Auch darin wird von Singer nicht die Bedingung utilitaristischer Annahmen reflektiert, daß in allen Lebenssituationen ein rationaler Diskurs zwischen entgegengesetzten Interessen möglich sei, und daß darüberhinaus auch die Folgen – rational angemessen – bedacht werden können. Singers Konzept von Zweck und Mittel paßt deswegen ins technische Kalkül, alles Störende, alles Andersartige, Fremde usw. zu desintegrieren, was bis zur psychischen Vernichtung geht: »...denn ich bezweifle, daß es irgendeine moralisch signifikante Eigenschaft gibt, die alle Menschen in gleichem Maß besitzen...«¹³ und »glei-

che Interessenerwägung ist ein Minimalprinzip der Gleichheit in dem Sinn, daß es nicht Gleichbehandlung diktiert ...«¹⁴. Singer bezeichnet seinen Ansatz als *Präferenzutilitarismus*, was heißt, daß ethische Fragen nicht unter der Perspektive christlich-jüdischer Grundbegriffe wie Heiligkeit des Lebens, Gerechtigkeit, Gottesebenbildlichkeit, Liebe usw. beantwortet werden, sondern allein aus einer vernünftigen Interessenabwägung heraus. Dies meint Singer universell, d.h.: die ethischen Sätze müssen – ohne Bindung an jüdisch-christliche Traditionen – für jeden einsichtig sein. Unterstellt wird dabei, daß eine Ethik, die sich als der jüdisch-christlichen Tradition verpflichtet sieht, von vornherein irrational sei. Was in Singers Ethik zählt, ist die Gleichberechtigung aller Interessen, was für uns allenfalls ein ethisches Minimalprinzip darstellt. Eine weitere Prämisse in Singers Ansatz bleibt u.E. zu unscharf: Was meint er mit dem Begriff »vernünftige Interessenabwägung« bzw. mit »Vernunft« selbst?

Für Singer, scheint uns, ist Vernunft so etwas wie die Möglichkeit (zweck-)rationaler Argumentation. Das ethische Urteil wird sozusagen dieser instrumentellen und instrumentalisierten Vernunft unterstellt, d.h., man liefert sich irgendwann in der Argumentation an Herrschaftswissen oder Expertenwissen aus. Sittliche Normen werden in ökonomische oder technische Normen verwandelt, ohne sich über den Prozeß der Umwandlung Rechenschaft zu geben. Selbst wenn das Singersche Konzept rational begründbar wäre, was es u.E. nicht ist, steht der Nachweis der Begründbarkeit rationaler Entscheidungen in Fragen des Lebens und des Todes noch aus. Was ist mit den Interessen Dritter, die sich einem rein rationalen Zugang verschließen? Wo ist der Übergang zwischen Rationalität und Willkür?

Singers Ethik beschränkt sich auf das Nachdenken über den »Wert des Lebens« (= Wert des menschlichen Lebens¹⁵), wobei das ganze Leben für Singer keinen Sinn hat, sondern allenfalls das Leben eines einzelnen Menschen. Sinn und Wert werden von Singer übrigens miteinander identifiziert. Für dieses einzelne menschliche Leben bemißt Singer den Sinn dieses Lebens nach dem Kriterium

der »Personalität«, wobei diese reduktionistisch und exklusiv als Rationalität und Selbstbewußtsein umschrieben wird: »Auf jeden Fall schlage ich vor, »Person« in der Bedeutung eines rationalen und selbstbewußten Wesens zu gebrauchen, um seine Elemente der landläufigen Bedeutung von »menschliches Wesen« zu erfassen, die von »Mitglied der Gattung Homo sapiens« nicht abgedeckt werden.«¹⁶ Also »Person« im Singerschen Sinn steht einem Mitglied der zoologischen Gattung Homo sapiens gegenüber. Wie Singer diese Unterscheidung rational verantwortet und belegt, klärt er nicht: Person ist immer – nach Singer – Mitglied der Gattung, aber nicht jedes Individuum der Gattung Mensch ist aufgrund obiger Kriterien auch Person! Singer will zwar eine »rationale« Ethik vertreten, klärt aber im Begriff nicht, was ihn zu seinen hypothetischen Unterscheidungen veranlaßt, außer, daß sie strategisch und taktisch für ihn nützlich sind. Auch die reduktionistische Selbstbestimmung des Personbegriffs ist bei Singer ungeklärt: Rationalität und Selbstbewußtsein sind nämlich nach traditioneller Ontologie Bestandteile und Kategorien von so etwas wie »Seele«, wobei Singer gerade diese metaphysische Tradition (z.B. bei Platon, Aristoteles, Thomas v. Aquin) tunlichst aussparen will, aber doch gerade deren Terminologie übernimmt. Singer will die alte Metaphysik mit dem Mittel verschwiegener und unreflektierter Leib-Seele-Tradition stürzen. Was für ein Widerspruch! Singers taktische Unterscheidung von Person und Gattungswesen beinhaltet – gegen ihre angebliche Objektivität – eine zentrale Wertsetzung: Das Töten einer Person ist moralisch verwerflicher¹⁷ als das Töten eines Gattungswesens. Singer operiert an dieser Stelle dann mit dem Prinzip »Glück« bzw. Glücksvermehrung und Unlustvermeidung, das jedoch nur gesetzt und nicht apriorisch durchdacht ist. Die Singerschen Begriffe bleiben – wie allgemein in der utilitaristischen Tradition – relativ unbestimmt. Was ist denn überhaupt mit Nutzen, Glück, Lust, Unlust usw. gemeint? Ist mit Lust nur die Stärke der Lust oder ein echtes Qualitätsmerkmal – ein Wertunterschied – gegeben oder welche Lust, körperliche, materielle, seelische, kulturelle? Ist

Glück als sinnliche Lust, geistige Befriedigung, individuelles Wohlbehagen, soziale und kulturelle Wohlfahrt gemeint? U.E. ist eine logische Operation mit diesem Begriff nahezu unmöglich, weil Glück einen von Mensch zu Mensch, Gesellschaft zu Gesellschaft veränderlichen Inhalt hat und Glück zum Objekt zu machen, ist Illusion, vom Grund eines Sittengesetzes ganz zu schweigen. Singer will genaue Maße bestimmen, nach denen der Wert oder der Unwert einer Handlungsweise in Bezug auf das Wohl des Handelnden und der Gesellschaft, der er angehört, festgelegt werden kann. Antinomisch wird dieses Verfahren, wenn das sittlich Wertvolle der Vernunft zugeordnet wird, die Faktoren, mit denen verfahren wird, jedoch sich auf Lust oder Unlustgefühle beziehen oder auf einen nicht näher bestimmbareren Nutzen.

Singer kann einen Konflikt zwischen den Interessen verschiedener allein nur mit dem Hinweis auf den größtmöglichen Nutzen lösen, indirekt benötigt er aber dann einen autoritären Maßstab. Das bedeutet, es wird von irgendjemand über das Leben von Behinderten, Kranken, Alten, »Unmündigen« usw. entschieden, ohne übrigens geklärt zu haben, ob denn Krankheit usw. nicht auch von Nutzen sein können. Singer nimmt allein nur an, es kann bei Behinderung usw. grundsätzlich nicht von Glück, Lust, Nutzen die Rede sein. Utilitaristische Prämissen kommen – in autoritären Entscheidungen – bei Singer selbst nicht zum Zuge.

Die oben genannten utilitaristischen Kategorien (siehe 1.) entziehen sich weitgehend rationalen Annäherungen. Wenn Singer konsequent wäre, müßte er gerade einen Indikatorbegriff wie »Lust« vermeiden, der die logische Konjunktion von Begriffen wie »Rationalität« und »Selbstbewußtsein« u.E. sprengt. Aber die Verwendung derartiger Kategorien stellt nicht nur ein logisches Problem, sondern eben auch ein ethisches dar, denn jede Ethik benötigt eine Begrifflichkeit, die universelle Geltung und universelle Folgenabschätzung zuläßt. Denn wie sollen, um das größtmögliche Glück zu erreichen, Glück und Lust usw. überhaupt quantifiziert werden können? Man bräuchte so etwas wie eine Meßlatte für's

Glück. Das zweite Problem ist die mangelnde Einsehbarkeit der Erfahrungswelt anderer, z.B. von Säuglingen. Was weiß ein außenstehender Beobachter wirklich vom »Selbstbewußtsein«, von der »Rationalität« eines neugeborenen Menschen? Exakte neurophysiologische Aussagen und Erkenntnisse sind nicht möglich. Jede Aussage über das, was in einem Neugeborenen vorgeht, bewegt sich immer am Rande zur reinen Phantasie und Spekulation. Zudem ist nicht gesagt, ob das größtmögliche Glück eines Menschen überhaupt etwas mit Lust, Unlust usw. zu tun hat. Ein weiterer Einwand gegen das trügerische Inszenario Singerscher Begrifflichkeit ist die Frage der Entscheidungsfreiheit: Wer kann denn spekulativ über die Erlebnisse eines anderen befinden, gar beurteilen, und wer kann sich dieses Recht überhaupt anmaßen? Wer legt Interessen fest, wer definiert Werte, wer kann wägen, vergleichen? Sollen wir uns der Diktatur von Philosophen und »Experten« wie einem Singer beugen? Zudem spielen sich u.E. Interessenkonflikte um Glück, Lust usw. nicht auf der ontischen Ebene von Leben und Tod ab. Singer möchte u.E. einen archimedischen Punkt zur Bewertung ethischer Probleme außerhalb dieser und außerhalb des Beziehungsgefüges konkreter und lebender Menschen – der größtmögliche Nutzen aller ist weder konkret noch lebendig – einnehmen, was u.E. einem *more geometrico* der Ethik entspricht, dessen Wirklichkeit doch schon längst ideologieverdächtig ist, übrigens wie jeder Laplacesche Dämon. Und wenn sich Singer schon in einer dualistischen und spinozistischen Tradition bewegt, dann hätte er zumindest deutlich den begrifflichen Unterschied z.B. zwischen Emotion – Affekt leisten müssen. Zudem hätte er dann u.E. einsehen müssen, daß die Vernunft – als Teil der Seele – zum Gegenpart die Liebe (Liebe in Beziehungen) hat! Vernunft verstehen wir aber hier – im Gegensatz zu Singer – kommunikativ und abwägend, d.h., Vernunft ist im Plural denkbar. Geltungsansprüche richten sich nämlich an andere, die gleichen Anspruch auf Geltung ethischer Handlungen verschiedenen Inhalts erheben. Das bedeutet, wenn wir mit einem Begriff wie Vernunft operieren, dann ist bereits vorausgesetzt, daß es

einen dialogischen Raum gleichberechtigter Interessen und Verständigung gibt. In der freien Kommunikation, im freien Diskurs erkennen sich Kommunikationspartner bereits als solche an, bevor überhaupt das erste Wort gefallen ist. Nur in diesem Kommunikationsgeflecht und in der Pluralität der Vernunft ist überhaupt die Angemessenheit einer ethischen Norm denkbar. Jede Prüfung einer Norm außerhalb hätte die Probleme des archimedischen Punktes, die sich nicht – wie es Singer gern hätte – pragmatisch lösen lassen. Die soziale und geschichtliche Angemessenheit von Normen – »ohne Rückbindung an den Geltungsanspruch auf Richtigkeit und seine Einlösung durch universalisierbare Gründe (also im Sinne verallgemeinerbarer Gegenseitigkeit) wäre prinzipienlos und tendenziell moralisch blind«¹⁸. Unvereinbar mit den Regeln einer auf Gerechtigkeit hin ausgerichteten Kommunikations- und Verständigungsgemeinschaft ist u.E. Singers Vorstellung der Entscheidungsmacht über Personsein und Nichtpersonsein, weil dabei vernünftige und kommunikative Regeln willkürlich außer Kraft gesetzt werden.

Sven Howoldt, Wilhelm Schwendemann

Anmerkungen

- 1 Schulze, G.: Erlebnisgesellschaft, S. 22
- 2 Singer, P.: Praktische Ethik (PE), S. 5, Vorwort
- 3 PE, S. 6
- 4 PE, S. 10
- 5 PE, S. 11
- 6 PE, S. 18
- 7 PE, S. 20
- 8 PE, S. 22
- 9 ebd.
- 10 PE, S. 24
- 11 vgl. dazu Schulte: Radikal Böse. Die Karriere des Bösen von Kant bis Nietzsche, München 1988
- 12 PE, S. 108
- 13 PE, S. 30
- 14 PE, S. 35
- 15 PE, 1994, S. 229ff.
- 16 PE, S. 106
- 17 PE, S. 112
- 18 Böhler, D.: Menschenwürde und Menschenentötung. Über Diskursethik und utilitaristische Ethik, in: ZEE 35, 191, 174

Literatur:

- K. O. Apel: Transformation der Philosophie, 2 Bände, Frankfurt a. M., 1973
 Ders.: Sprachpragmatik und Philosophie, Frankfurt a. M., 1976
 T. Bastian (Hrsg.): Denken – Schreiben – Töten, Stuttgart, 1990
 D. Böhler: Menschenwürde und Menschentötung. Über Diskursethik und utilitaristische Ethik, in: ZEE 35, 1991, S. 166–186

- R. Bonfranchi: Ethik und Behinderung, in: Behindertenpädagogik 31, 1992, S. 41–51
 I. Cramer-Ruegenberg: Moralsprache und Moralität, Freiburg i.Br., 1975
 W. K. Frankena: Analytische Ethik. Eine Einführung (hrsg. N. Hoerster), München, 1972
 J. Habermas: Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln, Frankfurt a. M., 1985, 2. Aufl.
 R. M. Hare: The Language of Morals, Oxford, 1952
 K. Hilpert: Wer hat ein Lebensrecht, in: Kat. Blätter 117, 1992, S. 338–348
 O. Höffe: Einführung in die utilitaristische Ethik, München, 1975
 W. Jantzen: Glück – Leiden – Humanität. Eine Kritik der »Praktischen Ethik« Peter Singers, in: Zeitschrift für Heilpädagogik 42, 1991, S. 230–244
 W. Kuhlmann: Reflexive Letztbegründung. Untersuchungen zur Transzendentalpragmatik, Freiburg/München, 1985
 K. Schilling: Unantastbare Menschenwürde – zur Praktischen Ethik von Singer, in: Jugendwohl 71, 1990, S. 13–24
 C. Schulte: Radikal Böse. Die Karriere des Bösen von Kant bis Nietzsche, München, 1988
 G. Schulze: Die Erlebnisgesellschaft, Frankfurt a. M., 1993
 P. Singer: Praktische Ethik (deutsch), Stuttgart, 1984
 Ch. L. Stevenson: Ethics and Language, New Haven, 1960
 Th. Strohm: Sanctity or quality of life? Zum Stand der wissenschaftlichen Debatte um Peter Singers Ansatz, in: Glaube und Lernen 6, 1991, S. 31–43